

Inn-Lesebuch

Erzählungen von
Aleksandr Churgin

Literaturhaus am Inn



Der Schießplatz

Der Schießplatz befindet sich in einem sehr alten Wald. So dicht und unberührt wie ein Urwald. Der Schießplatz befindet sich dort nicht zufällig, sondern aus taktisch-technischen Gründen: damit die Geschosse zwischen den Bäumen stecken bleiben und den öffentlichen Verkehr nicht behindern. Das heißt, damit sie nicht auf der Landstraße oder den Bahngleisen landen. Versteht sich von selbst, dass die Bäume rund um den Schießplatz in Reichweite der Langstreckengeschütze und schweren Haubitzen rampont und zerfetzt sind. Sei es von den vielen Splitterschüssen oder von einzelnen Treffern. Aber weiter weg, außerhalb der Reichweite, stehen sie unversehrt da in Borke und Blatt. Wenn nicht gerade Winter ist, versteht sich. Wenn Winter ist, dann stehen sie nackt und ohne Blätter da, nur mit der Rinde. Das aber nur, wenn die Hasen sie nicht abfressen – die sind zwar klein, haben aber eine schädliche Fresshöhe. Vom Hunger getrieben fressen sie die Rinde leider jeden Winter ab. In der Hoffnung, sich am Saft der Birken oder anderer Bäume satt trinken zu können. Im Wald am Schießplatz haben sich die Hasen zahllos vermehrt. Unvergleichlich mehr als am angrenzenden Panzerübungsplatz. Wahrscheinlich lieben die Hasen ihre Häsinen unter dem Kanonendonner intensiver und öfter. Aber vielleicht ist auch die Borke an den Bäumen beim Schießplatz saftiger und zarter und nahrhafter an Fetten, Eiweißen und Kohlehydraten. Während sich Panzerabgase negativ auf die Rinde auswirken und sie hart, rau und schädlich für Zähne und Gesundheit machen. Sei es für Hasen oder sonst wen.

Aus dem Russischen übertragen von RuBel (Studierende der Innsbrucker Slawistik und Translationswissenschaft unter der Leitung von Christine Engel)

Teilnehmerinnen und Teilnehmer:

Magdalena Bernhard, Maria Bissinger, Anna Call, Susanne Feichtner, Jürgen Fischer, Sarah Geiger, Tatjana Gogonić, Damir Hajdarević, Christina Hießl, Norin Jäger, Mara Jurić, Florian Kahr, Barbara Kiem, Justyna Konczalska Michael Köstinger, Asolcija Mamaril, Johanna Manges, Lucas Maurer, Martina Metzler, Edina Nožinović, Carina Oppl, Andrea Pachler, Dijana Pijetlović, Anna Reheis, Sandra Rudić, Julija Schausberger, Ludmila Scharnagl-Nidzelska, Andy Stauder, Raphaela Steiner, Anna Tiefenbrunn, Pilar Vergerio, Susanne Webhofer

Also, jedenfalls ist das Passieren des Schießplatzes völlig ungefährlich, sowohl per Bahn als auch auf der Straße. Nur die Hasen springen manchmal aus dem Wald unter die Räder, wovor Straßenschilder warnen. Aber sonst – keine Gefahr. Und schon gar nicht für die Bahn. Denn Hasen sind ja für eine Lokomotive keinerlei Hindernis. Bei Autos ist das unterschiedlich. Das hängt von vielen Faktoren ab: davon, wer am Steuer sitzt, von der Geschwindigkeit und der Entfernung und schließlich davon, ob das fragliche Transportmittel mit ABS ausgestattet ist. Jedenfalls sind Hasen auf der Straße besser als Geschosse. Und es ist besser, wenn Hasen unters Auto geraten, so Leid es einem tut, als wenn Autos unter Beschuss geraten. Um Autos tut es einem ja noch mehr Leid als um Hasen. Sie sind auch teurer, und die Leute, die drin sitzen, haben, wie auch immer, einen direkten Treffer meist doch nicht verdient.

Es ist also gut, dass der Wald um den Schießplatz dicht und undurchdringlich ist, so dass die Geschosse nicht durchschlagen können. Deshalb sind ihre tödlichen Explosionen keine Gefahr für die Verkehrswege. Und für die Stadt, die allmählich am Waldrand entstanden ist, auch nicht. Zumal hier viele Artillerieoffiziere mit ihren Familien wohnen. Die Stadt hat ja mit den Offizieren angefangen. Sie mussten doch irgendwo in der Nähe des Schießplatzes übernachten, wenn sie frei hatten vom Dienst am Vaterland. Die Soldaten haben es gut, sie schlafen in der Kaserne, aber für die Offiziere ist es mit dem Nachtlager in Friedenszeiten immer viel schwieriger. Und so begannen sie aus ihrer Notlage heraus improvisierte Wohnstätten in erreichbarer Nähe zu bauen. Und legten damit den Grundstein zur Stadt, die dann fast die Größe einer Kreisstadt erreichte. Das heißt, der Schießplatz wurde ohne Absicht ein stadtbegründendes Objekt von strategischer Bedeu-

tung. Und mit den Jahren pflanzten sich die Offiziere fort und vermehrten sich und schafften sich Hausrat und Hühner an. Zu ihnen gesellten sich die Offiziere der benachbarten Panzerdivision – ebenfalls mit Kind und Kegel, und jetzt hat die Stadt alles, was man zum Leben braucht: einen Stadtrat, eine Stadtverwaltung, ein Stadtkommissariat und Stadtgas. Und auch ein Feldlazarett mit Entbindungsstation, eine Schule mit dem Schwerpunkt Artillerieausbildung und ein Stadtoberhaupt, den „Gorodskoj Golova“, vom Volk liebevoll GeGe oder Doppel Ge genannt, was im Prinzip ein und dasselbe ist.

Der Stadt fehlt nur ein Industriekomplex. Bis zu jenem denkwürdigen Tag wusste man nicht, wo man einen hernehmen sollte. Militärleute sind für Arbeiten in der Industrieproduktion denkbar ungeeignet. Handel mit der vorhandenen eisernen Reserve an Massenvernichtungswaffen, das geht noch an, aber die Güterproduktion ist ihnen ein fremdes Fach und eine fremde Lebensweise. Dieser Gegenstand wurde weder an der Militärhochschule noch auf der Militärakademie unterrichtet. Eine sträfliche Fahrlässigkeit und Unüberlegtheit der Verantwortlichen.

So also war der Stand der Dinge bis vor kurzem. Aber unlängst veränderte sich alles ein für alle Mal. Die Stadtbevölkerung brachte aus ihren eigenen Reihen einen energischen Privatunternehmer neuen Formats hervor und trat mit einer Initiative zur Wahl in den Stadtrat an. Er trat an und sagte:

„Ich verpflichte mich“, sagte er, „vor der Mehrheit der Wählerschaft des ganzen Landes, auf der Grundlage der hervorragenden Erfahrungen Ende der 30er Jahre, die Holzverarbeitung in Gang zu bringen und werde zur Erreichung dieses edlen Ziels ein Holzunternehmen aufbauen, das statt teurer Raupenschlepper frei verfügbare Schlep-

per und Panzer einsetzen wird, welche in der Artilleriebrigade beziehungsweise in der Panzerdivision für drei Kriege auf Vorrat vorhanden sind.“

Das Stadtoberhaupt – eben jener GeGe – griff die von unten kommende unternehmerische Initiative mit Begeisterung auf und stimmte zu. Er sagte es so auch wortwörtlich: „Diese Initiative greife ich mit Begeisterung auf und stimme zu.“

Und alle notwendigen Papiere unterschrieb er fast gratis.

Die Artilleristen und Panzereinheiten, vertreten durch die Vize-Kommandanten für Militärgerät, nahmen sich der Sache ebenfalls mit offenen Armen an. Und für die Geräte verlangten sie moderate Preise. Sie sagten:

„Wir verstehen das doch, die Sache ist für uns und die Leute nützlich“, und verlangten moderate Preise.

Man muss nur noch eine Partie Holzfäller in die Stadtkarren und jeden mit einer geleasteten Motorsäge der Marke „Družba“ ausrüsten und schon kann die planmäßige Rodung beginnen. Und der Unternehmer kann das gefällte Holz sofort gegen Selbstabholung verkaufen, zur Befriedigung des in- und ausländischen Bedarfs, und füllt damit nicht nur seine eigene bodenlose Tasche, sondern auch das bescheidene Budget seiner Heimatstadt.

Einige Skeptiker unter den Militärexperten befürchten freilich, dass sich die Vernichtung großer Waldflächen in der Umgebung des Schießplatzes auf die Lebensbedingungen der einfachen Leute negativ auswirken könnte. Und was meint das Volk? „Den Schießplatz wird es bald nicht mehr geben“, meint es. „Wir treten doch nicht umsonst konsequent für den Frieden ein, bis zur vollständigen Abrüstung in der lichten Zukunft. Und die ist nicht allzu fern, wie alle wissen. Vorläufig aber kann man ja auf Kosten des Unternehmers vom gefällten Holz noch einzelne Lagen auf

die städtischen Unterstände auftürmen. Für den Fall höherer Gewalt. Damit, wie es in dem bekannten Soldatenlied heißt, ihre ird'nen Bunker der Schichten dreie haben und nicht zweie oder eine. Und der Stadtrat wird durch ein Referendum beauftragt, unter der Schirmherrschaft des GeGe einen Konzern mit dem Namen ‚Grünbau‘ zu gründen und der wird verpflichtet, im Rahmen des Naturschutzes und zum Schutz der Umgebung des Schießplatzes anstelle des industriell abgeholzten Waldes systematisch den Baumbestand aufzuforsten. Das versteht sich von selbst, wie man so schön sagt, das ist klar.“

(2006)

Schleißkerle

Eigentlich hieß der Junge Saša. Aber zu Hause, innerhalb der Familie, wurde er nur Šura genannt. Weil alle Sašas in ihrem ländlichen Umfeld und ihrer ländlichen Familie Šura genannt wurden. Offenbar aufgrund irgendeiner Volkstradition. Oder aufgrund einer alten, dummen Angewohnheit, alles nach Belieben umzutauften und umzubenennen.

Jedenfalls war Šura nicht nur ein Saša und nicht nur ein gewöhnlicher Junge, von denen es Tausende an jeder Ecke in jedem Haus gab, sondern er war das, was man einen Künstler nennt. Im wahrsten Sinne dieses bedeutungsschweren Wortes. Vorerst war er natürlich ein Wunderkind, ein Naturtalent und Autodidakt, aber das ist egal. Wenn die Eltern ihn nicht zwangen, beim Melken der Ziege oder beim Jäten des Gemüsegartens zu helfen, malte er Bilder. Er dachte sich selbst aus, was er malen wollte – ein Thema mit einer Geschichte – und malte. Auf Leinwand und Tapeten, auf Fußboden und Fensterscheiben, an Hauswänden und Möbeln. Er malte überall und noch dazu mit verschiedenen Farben. Und mit Buntstiften. Die Farben hatte er mit seinem Vater im Zuge der Generalsanierung des Dorfsowjets gestohlen, und die Stifte – einen roten, einen gelben und einen grünen – bekam Šura von seiner Taufpatin bei der Taufe seiner Schwester. Oder seines Bruders.

Aber manchmal hatte er Lust, mit Kohle zu zeichnen. Dann schleppte er aus dem eigenen Schuppen oder dem des Nachbarn Holz herbei, heizte den Ofen bei geschlossenen Ofentüren hoch, selbst wenn die Jahreszeit nicht da-

nach war, und malte mit der so gewonnenen Kohle bizarre Phantasiegebilde. Aber am liebsten malte er seinen Hund Družok. In verschiedenen Posen und Inszenierungen. Družok haben sie später vergiftet, die Scheißkerle. Wahrscheinlich als Rache dafür, dass er immer rechtzeitig und laut bellte, oder dafür, dass er Saša immer treu Modell stand, das heißt öffentlich und ohne jede Scham diente er als Aktmodell. Den später verstorbenen Družok malte Saša am häufigsten. Aber auch alles andere malte er je nach Laune häufig: Steppenlandschaften, Stilleben mit Fischen, heimlich beobachtete Mädchen und den nationalen Befreiungskrieg zur Verteidigung der verfassungsmäßigen Ordnung. Und unerwarteter Weise veranstaltete man für ihn sogar eine Ausstellung im Museum des regionalen Kulturzentrums. Aus diesem Zentrum kamen eines Tages einige Kulturleute zu ihnen nach Kotovka, um im Schoß der heimatlichen Natur mit dem Vorsitzenden Wodka zu trinken und Lieder zu singen. Im Rausch sahen sie, wie Saša mit einem nochmals neuen Blick Družok zeichnete, und richteten ihm daraufhin eine Ausstellung aus. Weil sie alle ausnahmslos selber Künstler waren. Männer, Frauen und Kinder – alle außer dem Vorsitzenden. Aber keine Dorfkünstler, wie Saša, sondern berühmte Künstler der Region. Und nach der Ausstellung sagte Šuras Vater, ein weiterer Šura, Kolchosbauer und Säufer, im Familienrat zu seiner Frau, auch einer Šura: „Vielleicht sollten wir ihn in irgendein Spezialinternat tun. Leck mich, in eines wo alle Kinder so komisch sind. Ich habe gehört, dass es Internate gibt für besonders begabte Kinder, wo man sie vom Einfluss der Gesellschaft abschottet und ihnen alle möglichen Künste beibringt, so wie Družok zeichnen, damit sie keinen Scheiß machen.“

Aber ins Internat wollte Šura keinesfalls gehen – trotz Talent, Prügel und eindringlicher Überredungskunst. Er wollte weiter in Freiheit leben – auf den Feldern, in den Obst- und Vorgärten und im Schatten der Fichten und Eichen. Im Dorf Kotovka in der Region Magdalinovka.

Ja, es ist schon so, das Dorf als Wohnort hatte Saša sich erkämpft, aber seiner Freiheit beraubten sie ihn dennoch heimtückisch. Indem sie ihn ohne sein Einverständnis in die Schule schickten, die Scheißkerle. Er war noch keine acht Jahre alt, da schickten sie ihn schon hin. Das erste Mal, in die erste Klasse. Da war nichts zu machen, er ging hin, saß zwei Stunden ab, und mitten in der dritten stand er in voller Größe von der Schulbank auf und sagte: „Verdamme Scheiße, mir reicht's.“ Und verließ das Klassenzimmer ohne Erlaubnis, ohne sich zu verabschieden. „Man muss ihn zurückbringen“, sagte die Lehrerin. Wobei nicht klar war zu wem, wahrscheinlich zu ihr.

Auch sie verließ das Klassenzimmer, holte Šura mit ihren langen Beinen ein und brachte ihn unter Anwendung von Gewalt gegen die Persönlichkeit eines hochbegabten Kindes in die Klasse zurück. Und so ging er erzwungenermaßen wieder in die Schule. Wo man nur Blödsinn malen durfte, und das nur in den Zeichenstunden. Und in allen anderen Stunden setzte es fürs Malen Vierer, Fünfer und Eckestehen. Zwischendurch ertrug Šura diese Behandlung und die Einengung seiner Begabung nicht mehr und ergriff die Flucht. Doch der Polizeikommandant von Kotovka als Vertreter der örtlichen Einsatzkräfte fing ihn auf seinem Motorrad wieder ein und schleppte ihn zurück auf die Schulbank. Damit er auf ihr sitzen bleibe und sich nicht mehr rühre, der Scheißkerl.

Und dann, so in der fünften Klasse, nach einem weiteren Fluchtversuch, wälzte sich Šura von Kopf bis Fuß in Ruß,

erschien in diesem zweifelhaften Aufzug vor der Klasse und erklärte in einem Überschwang von Phantasie, sei er nun nicht mehr Šura, sondern ein Neger.

Die Lehrer fassten das natürlich als Zeichen des Protests auf und übergaben ihn dem Studiendirektor zur Bestrafung. Und der Studiendirektor, der Scheißkerl, berührte mit dem Finger den Ruß, machte sich dabei schmutzig und sagte: „Bring deine Eltern her, wir werden ja sehen, was die sind. Neger oder Kolchosarbeiter.“

Beim Morgenappell wurde Šura gewaltsam vor angetretener Klasse gewaschen. Aus erzieherischen Gründen scheuerte die gesamte Familie mit Unterstützung der Lehrerin sein Gesicht mit einem Bastwisch, bis er anfang zu bluten.

Zwei Tage später aber beschmierte er sich mit Kreide. Abermals von oben bis unten, und sagte: „In Ordnung, meinerwegen. Dann bin ich eben kein Neger, sondern ein Schneemann.“ Dieses Mal kam die Sache nicht vor den Studiendirektor. Dieses Mal versteckten die Siebtklässlerinnen Šura vor repressiven Maßnahmen auf der Toilette. Dort wuschen sie ihn in seinem eigenen Interesse sauber. Wenn auch mit Gewalt. Eine Siebtklässlerin schlug sogar vor, ihn in der Klomuschel zu waschen, den Scheißkerl. Aber die anderen ließen sich aus unerklärlichen Gründen nicht von ihr überreden und wuschen Šura unter dem Wasserhahn. Mit kaltem Wasser. Denn heißes Wasser gab es an der Schule nie, gibt es nicht und wird es auch nie geben. Ist auch richtig so. Die Schule ist ja keine Badeanstalt, sondern eine allgemeinbildende Einrichtung für Kinder.

Wahrscheinlich nach diesem Vorfall beschloss Šura, Taucher zu werden. Er befestigte auf dem Rücken eine rote Gasflasche, setzte sich die Brille des Studiendirektors auf, legte seine gesamte Kleidung ab und erklärte, er sei jetzt

ein Taucher mit Sauerstoffgerät. Natürlich zogen sie ihn schimpfend wieder an, verpassten ihm im Quartalszeugnis ein Ungenügend in Betragen und gaben die Brille und die Gasflasche den rechtmäßigen Besitzern zurück.

Und da sagte Šura: „Wenn man in eurer beschissenen Schule weder Neger noch Schneemann oder Taucher sein darf, dann verlasse ich sie, für immer, ohne Bedauern. Und aus dem Künstlerleben verabschiede ich mich auch. Damit es gleich in einem geht.“

Und er ließ alles hinter sich. Zunächst trat er in die Fußstapfen seiner Väter und Großväter, wurde mit den Jahren ein echter Säufer, nur ein richtiger Kolchosbauer wurde er nicht. Damals schufen sie die Kolchosen ab und ließen sie in der Versenkung verschwinden, die Scheißkerle. Aber man muss einräumen, in der Kreishauptstadt, wohin es Šura auf den verschlungenen Pfaden seines Lebens verschlug, hatte es sowieso nie welche gegeben.

Und Šura endete genau so schlecht, wie man von ihm erwartet hatte. Aus der Hoffnungslosigkeit des Stadtlebens und der unerfüllten Sehnsucht nach einer glücklichen Kindheit heiratete er. Dabei heiratete der Scheißkerl aus purer Berechnung die Direktorin einer Weinfabrik.

(2006)

Herausgeber und Impressum Literaturhaus am Inn, Herz und
Mund und Tat und Leben, Josef-Hirn-Straße 5/10. Stock, 6020
Innsbruck, Tel. +43 512/507-4514, E-Mail: literaturhaus@uibk.ac.at
Internet: literaturhaus.uibk.ac.at

